



# Rheinische Blätter

Sonntag,

N<sup>ro</sup>. 40.

den 8. September 1816.

## England.

London, vom 29. August. Briefe, welche mit dem Kurier vom 27. aus Spanien hier eingetroffen sind, machen eine furchtbare Beschreibung von der Lage dieses Landes. Das Elend des Volkes hat den höchsten Grad erreicht; alles Leben ist gelähmt, und in dem weiten Reiche herrscht eine dumpfe Stille, ein finstres Schweigen. Ein grenzenloses allgemeines Mißtrauen hat alle gesellschaftliche Bande aufgelöst, der Freund fürchtet in dem Freunde, der Verwandte in dem Verwandten einen auslauernenden Verräther, einen geheimen Diener der weltlichen und geistlichen Tyrannie. Alles baare Geld ist aus dem Umlaufe verschwunden, weil Jeder die Noth der Regierung kennt, die kein Gesetz achtet. Die Truppen sind besonders mißvergnügt, weil es ihnen an den ersten Bedürfnissen des Lebens fehlt, und die Regierung sie nackt und hungernd darben läßt. Auch ist es an mehreren Orten unter denselben zum Aufstande gekommen. Alles kündigt in Spanien eine nahe schreckliche Katastrophe an. Mögen die sich denn ihres Werks freuen, welche die Jugend Ferdinands geleitet haben! Kein Volk hat je entschlossener für seinen König gekämpft, und ihm edelmüthiger jedes Opfer gebracht; aber nie ward auch einem

Volke schmähtlicher vergolten. Möge es sie nun nicht befremden, die königlichen Rathgeber, daß aufgeht unter ihren Händen, was sie gesät haben!

— Der Kurier enthält wieder ein langes Verzeichniß von Bankeruten, die in London und andern englischen Städten ausgebrochen sind.

## Frankreich.

Paris, vom 2. September. Die Herzogin von Berry nimmt, nach dem treuen Freunde des Königs, seit einigen Tagen keine Tanzlektionen mehr.

— Der General Beaur, Hernour, Royer und Lejean, welche dem Assisenrichte in Dijon waren übergeben worden, wie wir in einem frühern Blatte angezeigt haben, wurden von dem Geschwornengericht für unschuldig erklärt, und demzufolge in Freiheit gesetzt.

— Den letzten Nachrichten aus London zufolge besindet sich der Prinz Regent wieder besser.

## Deutschland.

Da wir dieses Jahr noch keinen Sommer hatten, so hofft man ziemlich allgemein, der Winter werde ein langer

Nachsommer seyn. Am letzten verläßt den verlassen Menschen die freundliche Hoffnung.

— Jetzt wollen öffentliche Nachrichten die Kaiser von Oestreich und Rußland und den König von Preußen in Warschau zusammenkommen lassen. Wir wissen, daß diese Zusammenkunft in Töplitz statt haben sollte, aber nicht statt hatte. Von dem Bundestage und allerhöchsten Vermählungen schweigen die Zeitungen seit einigen Tagen.

— Den 19. Juli, erzählt ein niederländisches Blatt, befah der Kaiser von Oestreich mit den zwei Erzherzoginnen, seinen Töchtern, und dem kleinen Napoleon den jungen Löwen, den die Prinzessin von Wales Sr. Majestät zum Geschenk gemacht hat. Den Löwen nähren zwei Ziegen, von denen die eine sogleich auf die Erzherzogin feindlich losgieng. Der kleine Bonny — so nennen die Engländer den jungen Napoleon — faßte die Ziege bei dem Horn, hielt sie fest und sagte ruhig: »Jetzt, Lante, kannst du weiter gehen; sie thut dir nichts, ich halte sie.«

### Ueber die Kriegsgeschichte der Baiern \*).

Die Kriegsgeschichte jedes Volksstammes ist mehr oder minder auch seine Bildungsgeschichte. Was durch die Kriege geschah, liegt am Tage; wie es geschah, das hängt mit der Geschichte der Kultur, des Glaubens, der Sitten, ja mit dem ganzen Daseyn eines Volkes innig zusammen.

Die gegenwärtige gehaltvolle Vorlesung, schwerlich auswärts nach Verdienst bekannt, beschreibt in diesem Sinne, nicht die Kriegsvorfälle, aber die Kriegsgeschichte eines Staates, der zwar keiner der Staaten des ersten Ranges ist, aber als Mittelstaat, um seiner Selbsterhaltung willen, nur zu oft abgenöthigte Kriege führen mußte. In enge Gränzen beschränkt, konnte der Verfasser nur im Großen zeichnen, nicht im Einzelnen ausmalen; aber lebendig und anschaulich erscheint doch in seiner Darstellung das ganze Wesen eines tapfern Stammes, der in die mannichfaltigsten Belshändel verflochten, in den wichtigsten Kämpfen, die Deutschland erschütterten, mit eigener Kraft erhalten, wohl

einen Blick frohen Selbstg. fühlts in seine Vergangenheit werfen mag.

In drei Zeiträume, deren sich jeder wieder in zwei Zeitabschnitte theilt, scheidet sich die bayerische Kriegsgeschichte, wie die fast jedes deutschen Volkes. Der erste (vom Jahr 1 — 911) umfaßt die Zeit, wo nur freie Geburt Waffenehre und Landeigenthum giebt; das Volk ist die Macht und das Heer, von angestammten Fürsten geführt. Das römische Kriegssystem geht ins germanische über.

Im zweiten Zeitraum (vom Jahre 911 — 1600) ist die Kriegsmacht getheilt; aus der Hand des Regenten wandert sie durch die des Adels von der Insel und vom Degen, und der Städte, im Wechsel des Bodens und des beweglichen Eigenthums zu der ersten wieder. Die Kriegsgart ist Parteienkrieg in und außer den Mauern, selten bilden die Haufen von Reitern oder Fußgängern Heere.

Im dritten Zeitraume (vom Jahr 1600 — 1816) befestigen sich Kriegsmacht und souveräne Rechte wechselseitig in der Hand der Landesfürsten; äußere Verhältnisse entscheiden über Krieg und Frieden. Die Feuertaktik bildet den Krieg nach Stoff und Form zur Kunst, und hält, dem Volke gegenüber, ein besoldetes Heer; bis Volk und Heer Kraft und Ehre in ihrer Gemeinschaft wieder finden.

In gediegener, kernhafter, lebendiger Darstellung entwickelt der Verf. diese Bildungsgeschichte. Mit rühmlichem Vaterlandsgefühl erzählt er, was Baiern thaten, ohne Prunk und Anmaßung, deren sein Gegenstand nicht bedarf. Ueberall springt hervor, was der Verf. S. 47. sagt: »Es gab die Vorsehung den Fürsten der Erde in der Volkstiebe ein unverstiegbares Kapital; die Fürsten von Baiern wußten diese Aussteuer von jeher zu würdigen.«

Die Kriegsgeschichte Baierns, eines landwirthschaftlichen Staates, der, nach beispiellosen Verheerungen, in der Kultur des Bodens, — (jetzt wieder Heerbannsboden) — und in der Bevölkerung noch eines großen Zuwachses fähig ist, der nach höchster Noth noch ein Heer besitzt, das sich in zwanzig Jahren fünfmal wiedergebahr, ist für den Baiern eine Mahnung an gebrachte Opfer, die bei jeder drohenden Gefahr durch Erinnerung an das, was ein einträchtiges Volk erringen kann, noch höhere, wenn es seyn müßte, verbürgen; für jedes Volk aber ein beruhigender Beweis von dem, was es vermag, wenn es, mit eigener Kraft die Zeit durchschreitend, vom Glücke nicht zum Uebermuth, vom Unglück nicht zur Verzagttheit sich hinreißen läßt.

\*) Eine historische Abhandlung zur siebenundfunfzigsten Stiftungsfeier der Königl. bayeris. Akademie der Wissenschaften in der öffentlichen Versammlung derselben am 28. März 1816 vorgelesen vom Ritter von Koch-Sternfeld, k. bayer. Legationsrathe im geheimen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und frequentirendem Mitglied der Akademie. München, gedruckt bei Michael Lindauer.

## Einige Bemerkungen über den Brief des Herzogs von Otranto an den Herzog von Wellington \*).

Alle öffentliche Blätter haben den Brief des Herzogs von Otranto an Lord Wellington abgeschrieben, übersetzt, in seinem ganzen Umfang, oder im Auszuge mitgetheilt, oder doch wenigstens desselben erwähnt. Die Meinungen über seinen Werth sind so verschieden, als es die Parteien sind, denen der Verfasser fremd, befreundet oder feind ist. Wenige haben die Sache von der Person getrennt, und die Schrift nach ihrem innern Gehalte gewürdigt. Wir wollen einige prüfende Blicke auf dieselbe werfen, ohne Vorliebe und ohne Haß gegen den berühmten Verfasser, der eine so bedeutende Rolle in einer bedeutenden Zeit gespielt hat, und den wir weder durch Gutes noch Böses kennen, das er uns persönlich gezeigt hätte. Der Brief soll die Geschichte aufklären; es ist demnach eine Pflicht den Zeitgenossen, die Irrthümer, wenn er deren enthält, zu rügen, damit die Nachwelt nicht getäuscht werde über die Menschen, und die Dinge, die sie kennen lernen will. Unsere Bemerkungen werden freilich nicht erschöpfend seyn, weil dies der Umfang unsres Blattes verbietet, und wir auch eine nähere Erörterung uns bis zur Erscheinung der Denkwürdigkeiten Herrn Fouchés vorbehalten; aber sie sollen doch, denken wir, hinreichen, um den Werth des so viel gelesenen Briefs im allgemeinen zu bestimmen.

Vielleicht wäre es unbillig, die Form desselben einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Für Schriften dieser Art dient immer die Eile zur Entschuldigung, mit der man schreiben und drucken lassen mußte, um den günstigen Augenblick auf der Flucht zu haschen. Wir wollen es darum auch so genau nicht nehmen, obgleich Herr Fouché sechs Monate Zeit hatte, über seinen Stoff zu denken, und ihn

auszuarbeiten. Man könnte ihm vielleicht einen dogmatischen Ton, Dunkelheit im Ausdruck und eine nicht immer korrekte Sprache vorwerfen; und doch sagt der große Buffon mit mehr Wahrheit, als schlechte Stylisten gern zugeben, die Schreibart sey der Mensch (*le style est l'homme*). Bestehen müssen wir indessen, daß die bekannten Berichte, welche das vergangene Jahr unter Fouchés Namen so viel Aufsehen machten, uns einen höheren Begriff von seinen Schriftstellertalenten gegeben hatten. Indessen wollen wir diese Seite nur schüchtern berühren; denn der Verfasser, und die Franzosen überhaupt könnten es sehr sonderbar finden, wenn ein Fremder mit seinem tudesken Geschmacke und seinen tudesken Ansichten es wagen wollte, mit einem Franzosen über den richtigen Gebrauch gewisser Ausdrücke und die Wendung französischer Perioden zu rechten. Wir halten uns demnach einzig an dem Inhalt des Briefes, der uns ohne dies Stoff genug darbieten wird.

Was dem Leser vorzüglich bei diesem Briefe auffällt, ist der bedenkliche Umstand, daß er nur Versicherungen und Behauptungen ohne alle Beweise oder Zeugnisse giebt. Herr Fouché verspricht uns freilich alles dies, und noch mehr in einem größern Werke, das nächstens erscheinen soll; aber, dürfte man ihn fragen, warum gaben Sie nicht lieber diese Schrift, in welcher das Publikum die erwünschte Aufklärung finden konnte? Warum gaben Sie diesen Brief, in dem es sie nicht findet, ungebeten, ohne die geringste Aufforderung und Veranlassung? Wozu die Erinnerung an die spätern Zeiten Ihres Ministeriums, wo Sie die zweideutige Rolle spielten, in der Sie einen Theil, wo nicht beide, schrecklich hintergangen haben? Wenn es Ihnen denn wirklich so sehr zuwider ist, daß die Leute von Ihnen reden, warum ließen Sie Ihr Leben von Ihrem Sekretär beschreiben?

Ehrlichkeit, Sie haben Recht, ist die Bedingung aller Tugend. Ein wahrer und aufrichtiger Mensch hat, auch wo er schadet, nur Irrthümer; der Heuchler, der Lügner aber ist, selbst wo er Gutes thut, ein Verbrecher. Es muß schmerzlich für Ihre Freunde seyn, daß Sie die gräßlichen Verschuldigungen, mit denen die öffentliche Meinung aller Völker Sie belastet, nicht widerlegen, nur ableugnen. Alles, was Sie in Ihrem Briefe sagen, ist gut gesagt; aber recht fertigen kann es Ihr früheres Leben nicht. Sie haben in Ihrer politischen Laufbahn zu oft gewechselt, Ihre Grundsätze und Gesinnungen zu oft geändert, als daß man Ihren Äußerungen mit Vertrauen entgegenkommen könnte, wo

\*) Der Buchhändler Herr Brochhaus erklärt, von Sr. Erlaube dem Herzog von Otranto autorisirt, die *Lettres du Duc d'Otrante au Duc de Wellington* für unächt, höchst verflümmelt und ohne seine Zustimmung gedruckt. Die Erklärung ist sonderbar, weil man unächte Briefe nicht verflümmeln und noch weniger mit oder ohne Erlaubniß des Verfassers herausgeben kann. Wir nehmen an, alle Stellen des angeführten Briefes, auf die sich unsere Bemerkungen beziehen, seyen ächt, wenn auch nicht mit der Genehmigung des Verfassers bekannt gemacht, und hoffen und glauben, die *Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de \*\*\**, welche bei Herrn Brochhaus erscheint, werde uns nicht Lügen strafen.

ihnen Beweise fehlen. Wie hätten Sie bei dem ewig wechselnden Spiele Ihres Lebens Vertrauen verdient? So möchte wohl mancher zu dem Herzog von Otranto sprechen, nachdem er seinen Brief gelesen hat; und was tiefe sich das gegen sagen? In dem Menschen liegt ein Funke, der seine Abkunft vom himmlischen Lichte, von göttlicher Natur bezeugt, die Selbstachtung bei dem Gefühle erfüllter Pflicht, wenn auch Andre uns verkennen, und die Selbstverachtung bei dem Bewußtseyn einer schlechten That, und stünde eine ganze Generation uns Weifallhauchzend zur Seite. Aber nicht nur uns, auch Andern sollen wir diese Achtung selbst im tiefsten Unglück. Was die Tugend allenthalben siegreich macht, ist, daß sie Bewunderer und Verehrer zählt, auch wo sie dem siegenden Laster und der stärkern Gewalt erliegt. Das Laster aber, und saß es auf einem Throne und feierte ewige Triumphe, kann nur Schmeichler, aber nie-Freunde haben. Darin liegt für die Bessern Trost und Belohnung. Wäre es dem aber auch nicht so, und dem stärkern Verbrechen würde noch der Lohn der Liebe und Achtung, das Höchste, was der Mensch dem Menschen geben kann, dann wäre der Sieg Ahrimans über den Gott des Lichts, des Prinzips des Bösen über den guten Geist entschieden, und die Erde eine zweifache Hölle.

Der Herzog von Otranto leugnet nicht, daß er die Ordennanz vom 24. Juli unterzeichnet, genehmigt hat. Ihm namentlich verdankt sie ihre Vollziehung. Und wer waren die Verdammten? Knüpfte sie kein früheres Band an den Mann, der ihr Verderben wollen konnte? Hier ist nicht die Frage, was der König that und thun durfte, sondern was Fouché zu thun erlaubt war. Der Scharfrichter, der dem Missethäter den Kopf abschlägt und dem versammelten Volke zeigt, thut, was seines Amtes ist. Was aber würden wir von dem Sohne sagen, der dem Vater, von dem Bruder, der dem Bruder, von dem Freunde, der dem Freunde, auch auf höhern Befehl, den Dolch besonnen in das Herz drückte, ihn aus der rauchenden Wunde zöge, und in wohlgewählten Worten und Wendungen bewiese, wie er das habe thun können und thun müssen, um größeres Unglück zu verhüten? Den Räuber noch macht es achtungswerth, wenn ihm eine frühere Liebe, oder Freundschaft, selbst auch nur die Erinnerung eines frühern Weisammenlebens heilig ist, und er nicht zum Verräther wird an einem

Genossen. Was wir an dem Menschen achten auch in seiner tiefsten Erniedrigung, sollte das der große Mann, der in der Geschichte eine rühmliche Stelle fodert, entbehren können?

Fouché bezeugt, es habe keine Verschwörung gegeben. Gab es keine Verschwörung, dann gab es auch keine Verschworne, und mit der Ursache hörten nothwendig ihre Bezeichnungen auf. Doch ließ der Herr Herzog von Otranto bekannte, ja befreundete Menschen als Verschworne bezeichnen, oder bezeichnete sie vielleicht selbst, Menschen, von deren Unschuld er in seiner Seele, wie er selbst sagt, überzeugt war. Die Freunde des Königs sahen vielleicht in ihrer damaligen Lage die Sache nicht, wie sie war; denn Haß und Furcht geben keinen hellen Blick; aber Fouché war doch nicht in diesem Falle, er, der ohne Widerstand, ohne Verwirrung, mit Besonnenheit und Kälte die Wiederherstellung der Legitimität auf dem Throne der Bourbonen eingeleitet hatte! Wie konnte er zugeben, daß man das schreckliche Amnestiegesetz erließ, und in Vollziehung setzte, das eine grausame Ungerechtigkeit zwecklos verfügte! Er sagt, die Furcht vor einer Reaction habe ihn dazu genöthigt. Ist das wahrscheinlich? Was war denn ernstlich zu besorgen, wo die Ultra erst den Versuch machten, sich als die Privilegirten zu befestigen? Wo die Allirten in Frankreich und in seiner Hauptstadt stunden? Wie war damals eine Reaction zu fürchten, da sie sogar jetzt noch schleichend auftritt, und sich, wo es ihr möglich ist, in Dunkel hüllt? Bis bessere Beweise für die Unschuld Fouchés zeugen, bleibt sie Jedem, der an ihr zweifelte, gewiß auch jetzt noch problematisch, nach dem er seinen Brief gelesen hat.

Der Herr Herzog scheint sich übrigens auf seine Festigkeit auch viel zu gut zu thun. Wer die Farben des Otrantums, der berühmten Mäge, des Napoleonismus und der Lilien mit so großer Auszeichnung getragen hat, sollte doch, denken wir, nicht viel von der Unwandelbarkeit seiner Grundsätze sprechen. Wenige sind sich freilich in der wandelbaren Zeit getreu geblieben; aber ist man so billig, die ewig wiederkommende Bekehrung durch die ewig wiederkommende Noth zu entschuldigen, dann sollten doch die ewig Neubekehrten sich wenigstens nicht der Festigkeit in ihrem Glauben rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)